



KIRCHGEMEINDE
BASEL WEST

SIE KOMMEN VON ÜBERALL HER

Predigt über Matthäus 8, 5-13



gehalten in der Peterskirche
am 23. Januar 2022

Pfr.Dr. Benedict Schubert
Peterskirchplatz 8
4051 Basel
T 061 281 11 84
benedict.schubert@erk-bs.ch
www.erk-bs.ch/kg/baselwest

MATTHÄUS 8 – ⁵Jesus ging nach Kapernaum. Da kam ihm ein römischer Hauptmann entgegen. Er sagte zu Jesus: ⁶«Herr, mein Diener liegt gelähmt zu Hause. Er hat furchtbare Schmerzen!» ⁷Jesus antwortete: «Ich will kommen und ihn gesund machen.» ⁸Der Hauptmann erwiderte: «Herr! Ich bin es nicht wert, dass du mein Haus betrittst! Aber sprich nur ein Wort, und mein Diener wird gesund! ⁹Denn auch bei mir ist es so, dass ich Befehlen gehorchen muss. Und ich selbst habe Soldaten, die mir unterstehen. Wenn ich zu einem sage: ‘Geh!’, dann geht er. Und wenn ich zu einem anderen sage: ‘Komm!’, dann kommt er. Und wenn ich zu meinem Diener sage: ‘Tu das!’, dann tut er es.»

¹⁰Als Jesus das hörte, staunte er. Er sagte zu den Leuten, die ihm gefolgt waren: «Amen, das sage ich euch: Bei niemandem in Israel habe ich so einen Glauben gefunden! ¹¹Ich sage euch: Viele werden aus Ost und West kommen. Sie werden mit Abraham, Isaak und Jakob im Himmelreich zu Tisch liegen.

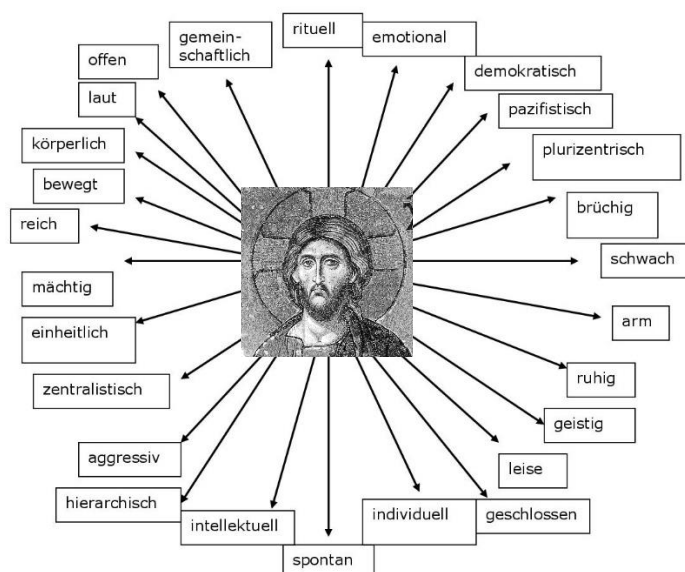
¹²Aber die Erben des Reiches werden hinausgeworfen in die völlige Finsternis. Da draußen gibt es nur Heulen und Zähneklappern.»

¹³Dann sagte Jesus zum Hauptmann: «Geh! So wie du geglaubt hast, soll es geschehen!» In derselben Stunde wurde sein Diener gesund.

Liebe Gemeinde, liebe Schwestern und Brüder,

Vor etlichen Jahren besuchte Reena Christobel, eine Literaturwissenschaftlerin aus Südindien, das Missionshaus zu Forschungszwecken. Sie teilte mit uns auch diese schöne Erinnerung: Sie stammte aus der Region von Kerala, wo die Menschen sich seit Jahrhunderten, daran gewöhnt haben, in multireligiöser Nachbarschaft zu leben: Die einzelnen Familien haben nicht denselben Glauben, sondern sind von unterschiedlichen Traditionen geprägt. Sie selbst wuchs in einer christlichen Familie auf, ihre Nachbarn waren Hindus. Als kleines Mädchen musste sie jeweils am Morgen früh als erstes zu diesen Nachbarn hinüber und sie begrüßen. Das geschah auf deren ausdrücklichen Wunsch, denn für diese Familie galt die Regel: Die erste Person, die am Morgen die Schwelle überschreitet, bringt Segen für den Tag – oder eben Unheil. Offenbar gingen diese Hindus also davon aus, dass dieses christliche Mädchen Segen bringe.

Das prophetische Wort von Jesus, dass viele aus Ost und West – und übrigens auch aus Nord und Süd – kommen werden, um mit den Ureltern des Gottesvolks zu tafeln, hat sich vielfach erfüllt. Es ist bei uns üblich geworden, Nase rümpfend aufzuzählen, was in der Missionsgeschichte schiefgelaufen und unbestritten problematisch ist. Doch offenbar hat Jesus aus Nazareth, dieser Prediger der Gnade und Heiler aus Liebe, nicht nur auf den römischen Offizier seine Anziehungskraft ausgeübt, sondern auf unzählige Frauen und Männer seither. Das Christentum ist tatsächlich zur Weltreligion geworden. Auf



allen Kontinenten, ja in fast allen Ländern der Welt finden sich christliche Kirchen und Gemeinden. In ihrem Charakter sind sie sehr unterschiedlich, ja gegensätzlich. Es gibt klösterliche Gemeinschaften, die sich vor allem dem Schweigen und der Kontemplation widmen, es gibt lärmig-überbordende Pfingstgemeinden. Es gibt Bewegungen, die zuvorderst mit dabei sind, wenn es darum geht, für mehr Gerechtigkeit zu kämpfen oder sich für den Frieden einzusetzen, es gibt andere, die sich aus der Welt und ihren Händeln möglichst zurückziehen. Es gibt steile Hierarchien und egalitäre Geschwisterlichkeit. Es gibt Kirchen, die nie an der politischen



Macht beteiligt waren, und es gab und gibt Zeiten und Orte, wo Thron und Altar ganz nahe beieinanderstehen. Entsprechend gab und gibt es ganz arme Gemeinden, aber auch solche, deren Reichtum schockiert. Und so weiter... Ihr habt auf dem Gottesdienstblatt ein entsprechendes Diagramm vor Euch. Was verbindet diese so unterschiedlichen Teile der vielfarbigen Weltkirche untereinander?

Im Grunde nur dieses eine: Sie alle beziehen sich auf und nennen sich nach Jesus Christus. Zwischen den Bildern, die sie sich je von ihm machen, mag es noch stärkere Kontraste und Widersprüche geben als zwischen den Bildern, die uns von Matthäus, Markus, Lukas und Johannes, aber auch von Paulus überliefert sind. Doch Christinnen und Christen von Papua Neuginea bis Namibia, von Alaska bis Vietnam bekennen: Wir nennen uns nach dem Jesus, der von den Evangelisten und Aposteln bezeugt wird, wir glauben an ihn, ihm folgen wir.

So gehören auch wir dazu. Auch wir singen und sagen diesen Namen, den wir nicht einfach eingereiht haben wollen unter alle anderen Namen. Jesus klingt für uns anders als, sagen wir, Andreas oder Sienna, als Yannis oder Emma. Für gut zwei Drittel der Menschheit ist das nicht so. Wir anerkennen und respektieren, dass sie nicht Christinnen und Christen sind und es vielleicht auch ausdrücklich nicht sein wollen. Doch uns geht es wie dem römischen Hauptmann; wir haben gehört und lassen uns darauf ein, dass wir Jesus entgegengehen können und ihn um Hilfe und Heilung für das bitten, was nicht in unserer Macht und Möglichkeit liegt.

Wir wissen nicht, auf welchen Wegen der Hauptmann von Jesus gehört hat. Wir wissen ebenfalls nicht, welche Art von Diener der kranke Diener des Römers ist. Das ist gut so, denn es lässt uns und vielen weit offenen Raum, uns im Offizier wieder zu erkennen. Ihr werdet je auf Eure eigene Weise von Jesus gehört haben. Mir selbst ist sein Name vertraut, seit ich mich erinnern kann – vom Tischgebet «Komm, Herr Jesus, sei unser Gast...» bis zum Gutenachtlied «Breit aus die Flügel beide, o Jesu, meine Freude». Manche von Euch werden indessen dem Namen erst später in ihrer Biografie begegnet sein, und Jesus ist erst im Lauf der Zeit vom Fremden zum Freund geworden.

Doch hoffentlich schwingt für Euch alle bei seinem Namen dasselbe mit wie schon für jenen Hauptmann: Ich darf Jesus suchen und aufsuchen; ich darf ihn beim Namen nennen und um Hilfe bitten. Und zwar nicht nur für mich selbst, sondern auch für andere, die mir so nahe stehen wie dieser Diener seinem Herrn. Und nicht nur für meine Lieben bitte ich, sondern auch für solche, die mir ganz unbekannt sind, doch ihre Not berührt mich, und ich will für sie eintreten.

Jesus antwortet dem Römer: *Ich will kommen und ihn gesund machen*. Das ist die erlösende Antwort, die wir uns erhoffen. Und manchmal geschieht genau dieses Wunder, wir hören die Zusage von Jesus und erleben Hilfe und Heilung. Doch manchmal geschieht das nicht. Wunder sind eher selten. Wie sollen wir damit umgehen, dass wir den Eindruck haben, die erleichternde Antwort bleibe aus? Jesus scheint nicht hinzuhören, nicht zu antworten. Er kommt nicht; er heilt oder befreit, entlastet oder erlöst nicht?

Ob die Reaktion des Hauptmanns uns weiterhilft? – *Herr! Ich bin es nicht wert, dass du mein Haus betrittst!* Bis in die Liturgie des Abendmahls ist dieses Wort lebendig geblieben. Vor der Austeilung laden die Pfarrerin oder der Priester zur Kommunion ein mit den Worten: «Kommt, denn es ist alles bereit. Schmeckt und seht, wie freundlich Gott ist.» Die Gemeinde antwortet dann – jedenfalls in der traditionellen Liturgie: «*Herr, ich bin nicht würdig, dass du eingehst unter mein Dach, aber sprich nur ein Wort, so wird meine Seele gesund.*» Der heidnische Krieger ist zum Vorbild geworden für die Haltung des Glaubens, in der tiefes Vertrauen und eine angemessene Demut sich verbinden.

Uns mag etwas befremden, wie der Hauptmann seine Haltung begründet. Er erzählt davon, wie er seine Mannen herumkommandiert, und dass er also Jesus sozusagen als höheren Offizier sieht. Militärische Befehlslinien sind nicht meine Welt – wohl aber seine; und sie erlauben es ihm, einen wichtigen Punkt zu machen: Wir begegnen in Jesus nicht nur einem freundlichen und begabten Menschen: wir begegnen Gott selbst.



Gerade jetzt eben in der Weihnachtszeit haben wir gefeiert, dass Gott Mensch wurde. Wir haben darüber gejubelt, dass Gott uns im Jesuskindlein begegnet. *Gott gerne klein* – ich zitiere immer wieder diesen schönen Titel, den Kurt Marti Gott beilegt. Wir folgen Jesus, wir lieben ihn, weil er nahbar ist, einer von uns. Wir nennen ihn unseren Bruder, er nennt uns seine Freundinnen und Freunde. Wir dürfen uns so mit ihm unterhalten, wie es vorher das exklusive Privileg von Mose war, nämlich *von Angesicht zu Angesicht, wie einer mit seinem Freund redet* (Ex 32,11).

Deshalb erleben wir diese Zeit als Gnadenzeit, als Zeit, in der wir etwas davon ahnen, wie sehr Gott uns liebt, wie Gott sich uns zuwendet, uns die Nähe schenkt, die uns ja auch aus der Zusage an den Offizier entgegenkommt: Ja, *ich will kommen und ihn gesund machen*. Das drückt eine selbstverständliche, unkomplizierte Solidarität aus, bei der in keiner Weise irgendetwas davon zu spüren wäre, dass Jesus von oben herab mit dem Hauptmann oder mit Dir oder mir kommunizierte.

Umgekehrt hilft der Hauptmann uns mit seiner Reaktion dabei, mit Jesus nicht wie mit einem Kumpel umzugehen. *Herr! Ich bin es nicht wert, dass du mein Haus betrittst!* Wir wollen nicht vergessen, was wir in die etwas sperrige dogmatische Formel fassen, dass Jesus wahrer Mensch *und* wahrer Gott ist. Bei aller Nähe zum Freund Jesus, die wir betonen und geniessen, bekennen wir: In der Begegnung mit ihm stehen wir auf heiligem Boden und machen uns die vielen Gründe bewusst, die er dafür hätte, sich uns nicht gnädig zuzuwenden, uns nicht aufzurichten, uns nicht zurechtzubringen.

Wir anerkennen, dass wir es mit Jesus – noch mehr als mit jeder anderen Freundin, mit jedem anderen Freund – mit einem zu tun haben, der uns liebt, der uns aber auch ein tiefes Geheimnis bleibt. *Mitten unter euch ist einer, den ihr nicht kennt*, sagt der Täufer Johannes programmatisch am Anfang des gleichnamigen Evangeliums (1,26).

Herr! Ich bin es nicht wert, dass du mein Haus betrittst! Mit dem römischen Offizier anerkennen wir die heilvolle Ungleichheit. Wir haben es mit Gott zu tun. Gott kennt sich bei uns und in uns aus – doch wie sollten wir auch nur ansatzweise Gottes Wege und Pläne verstehen? *Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und meine Wege sind nicht eure Wege*, lässt Gott seinem Volk durch den Propheten schon etliche Jahrhunderte vor Jesus ausrichten. *So viel der Himmel höher ist als die Erde, so sind auch meine Wege höher als eure Wege und meine Gedanken als eure Gedanken* (Jes 55,9).

Das Wort des Offiziers wurde in der Liturgie so verändert, dass wir es sinnvoll immer wieder und wieder nachsprechen: *Herr, ich bin nicht würdig, dass du eingehst unter mein Dach, aber sprich nur ein Wort, so wird meine Seele gesund*. Wir halten am Vertrauen fest, dass Jesus der *Heiland aller Welt zugleich* ist, der *Heil und Leben mit sich bringt*. Staunend erleben wir, dass da und dort das Wunder geschieht, das am Leben erhält, die wir lieben. Wo indessen Gottes Pläne undurchschaubar anders sind, lassen wir uns durch das Wort unsere Seele schützen und gesund erhalten; Stärken lassen wir uns durch Brot und Wein: Wir sitzen schon hier zu Tisch nicht nur mit Abraham, Isaak und Jakob, sondern mit Sara, Rebekka, Lea und Rahel – und überhaupt mit der ganzen Wolke der Zeuginnen und Zeugen von Ost und West und Süd und Nord. Und wir erleben ein Stück Himmel – und unsere Nachbarn freuen sich, wenn wir sie am Morgen grüssen, weil wir Gottes Segen mitbringen.